Paulette setzt sich durch [Fortsetzung]

Autor(en): **Garai, Louise**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 39

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-649800

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

17. FORTSETZUNG

Paulette SETZT SICH DURCH

ROMAN VON LOUISE GARAI

«Jules, warum hat der liebe Gott das zugelassen, dass du gerade auf der Fahrt zu mir das Mädchen kennengelernt hast?! Warum hat er gewartet, der liebe Gott, vier Jahre lang, bis er mir das angetan hat?! So lange hat er gewartet, bis ich im Leben nichts anderes mehr gehabt habe als dich . . .!»

Jules lächelt. Durch selige Träume ist er dieser Erde entrückt, zu der der Kummer gehört, so wie die Luft, die die Menschen atmen.

«Kann man denn überhaupt über so etwas noch hinwegkommen? Kann man sich noch je einmal über etwas freuen? Gibt es denn das, dass man so einfach sagt, ‚vorbei'? ‚Aus'? — ‚Kein Jules mehr' . . .?»

Behutsam streicht sie dem Schlafenden das Haar aus der Stirn.

«Du hast auch schon ein ganz anderes Gesicht! Das gehört schon gar nicht mehr zu mir. Ich weiss nicht, ganz fremd bist du mir...» Josefine fühlt, dass sofort wieder jenes fürchterliche, den Körper wie ein Krampf durchschüttelnde Schluchzen über sie kommen wird, wenn sie sich jetzt nicht zusammenreisst.

«Weisst du, Jules — ich werde nicht mehr zu dir hereinkommen. — Das kann man nämlich nicht ertragen. Das sprengt einem direkt das Herz, dass man glaubt, man muss tot hinfallen . . .»

Stille. — Jules lächelt . . .

«So, und da hast du noch deinen Ring zurück, damit du gleich beim Aufwachen weisst, was los ist. Dass du dich nicht fürchten musst, du bekommest die Josefine in deinem ganzen Leben nicht mehr los . . .» — Sie streift ihm den Ring über den kleinen Finger.

Plötzlich schrickt sie zusammen, denn Jules hat sich bewegt. Er hebt den Kopf, als würde er gleich die Augen aufschlagen. Aber er wendet im Schlaf nur den Kopf auf die andere Seite und ist sogleich wieder versunken in die ferne Traumwelt, die sofort wieder das glückliche Lächeln in sein friedlich schlummerndes Gesicht zaubert.

*

Albert ist wieder Oberkellner. Fröhlich schreitet er durch sein wiedergewonnenes Reich. Es ist zwar jetzt still und menschenleer, denn das Abendessen ist beendet; aber morgen wird sein diskret dirigierender Blick wieder für die Behaglichkeit der Hotelgäste sorgen.

Sinnend bleibt Albert an einem Fenster des bereits im Dunkel liegenden Speisesaals stehen.

Wieder einmal bin ich so weit, denkt er, dass ich einen Schlusspunkt machen kann. Ich wollte einen hässlichen Fleck in meiner Erinnerung mit Alkohol wegputzen. Das war nicht die richtige Methode! Es ging nur mit Blut . . .

Plötzlich vernimmt er Schritte, wendet sich um. Josefine steht vor ihm. Mit merkwürdigem Blick schaut sie ihn an.

«Ich habe Sie gesucht, Monsieur Albert...»

Es fällt ihr sichtlich schwer, das zu sagen, was ihr schon auf der Zunge liegt.

Rasch, als wollte er sie am Sprechen hindern, sagt Albert, dass er vor kurzer Zeit mit Herrn Generaldirektor Brisson gesprochen hätte, dem Vater jenes jungen Mädchens, mit dem der junge Mann von Nummer 37 den romantischen Skiausflug zum Marienkreuz unternommen hat.

«Ich habe dem Generaldirektor reinen Wein eingeschenkt. Ganz gegen meine frühere Absicht. Wie kommen Sie wirklich dazu, diesen jungen Mann freizugeben, für den Sie so viele Opfer gebracht haben . . .?»

«Um Gottes willen, wie konnten Sie das tun? Das hat gar keinen Zweck mehr! So gut kann es Jules und mir nie gehen, dass er nicht das Gefühl haben würde, ich habe ihm durch meine Eigenwilligkeit sein ganzes Leben verpfuscht.»

«Und ich glaubte, in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich Herrn Brisson mitteilte, dass Sie den Herrn von Nummer 37 als Ihr ausschliessliches Eigentum betrachten . . .»

«Machen Sie sich über mich lustig, Monsieur Albert?» fragt Josefine, aufbegehrend. «Lachen Sie mich am Ende gar aus?»

Tatsächlich lächelt Albert.

«Unlogik des weiblichen Herzens! Als Sie den jungen Mann zu verlieren fürchteten, waren Sie ausser sich vor Kummer. Und jetzt, wo Sie wiederum die Möglichkeit sehen, dass alles ins Reine kommt, rebellieren Sie . . .»

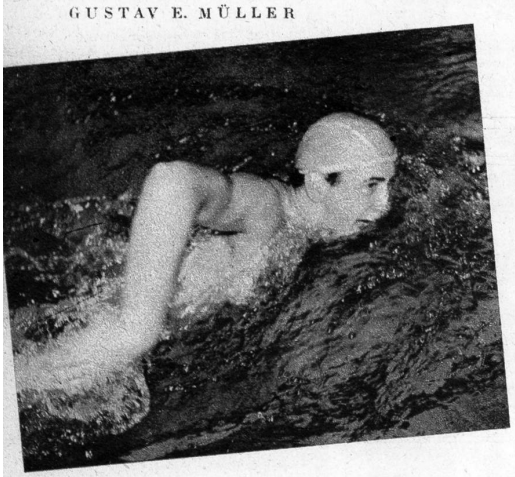
«Nein . . .!» sagt Josefine mit der Entschlossenheit eines Menschen, dessen von Natur aus gerades Denken und Fühlen wieder die Oberhand über die kleine Schwäche des Herzens gewonnen hat. «Nein! Es wird nie mehr so werden, wie es war! Das Vertrauen ist weg! Lieb werde ich ihn immer haben! — Aber in Angst leben, dass er mir morgen davonläuft oder übermorgen . . . Nein! Entweder, zwei Menschen halten zusammen, und wenn es ihnen noch so schlecht geht, oder alles andere hat keinen Sinn! Dazu opfere ich mich nicht auf, dass ich nur eine Leiter bin für ihn zum Aufwärtsklettern, wobei es ihm ganz egal ist, ob er mein Herz zertrampelt . . .»

«Nein», sagt Albert befriedigt. «Ich wollte mich nur davon überzeugen, ob Sie tapfer sind. Meine Unterredung mit Monsieur Brisson verlief wesentlich anders . . .»

Sehr sachlich erzählt er, vorausschickend, dass es sich jetzt um eine letzte schmerzliche Operation handle, wo mit einem raschen Messerschnitt ein schwärender Fremdkörper aus dem Herzen Josefines entfernt werden musste: «Ihr Freund ist für Sie endgültig

Am Spitz

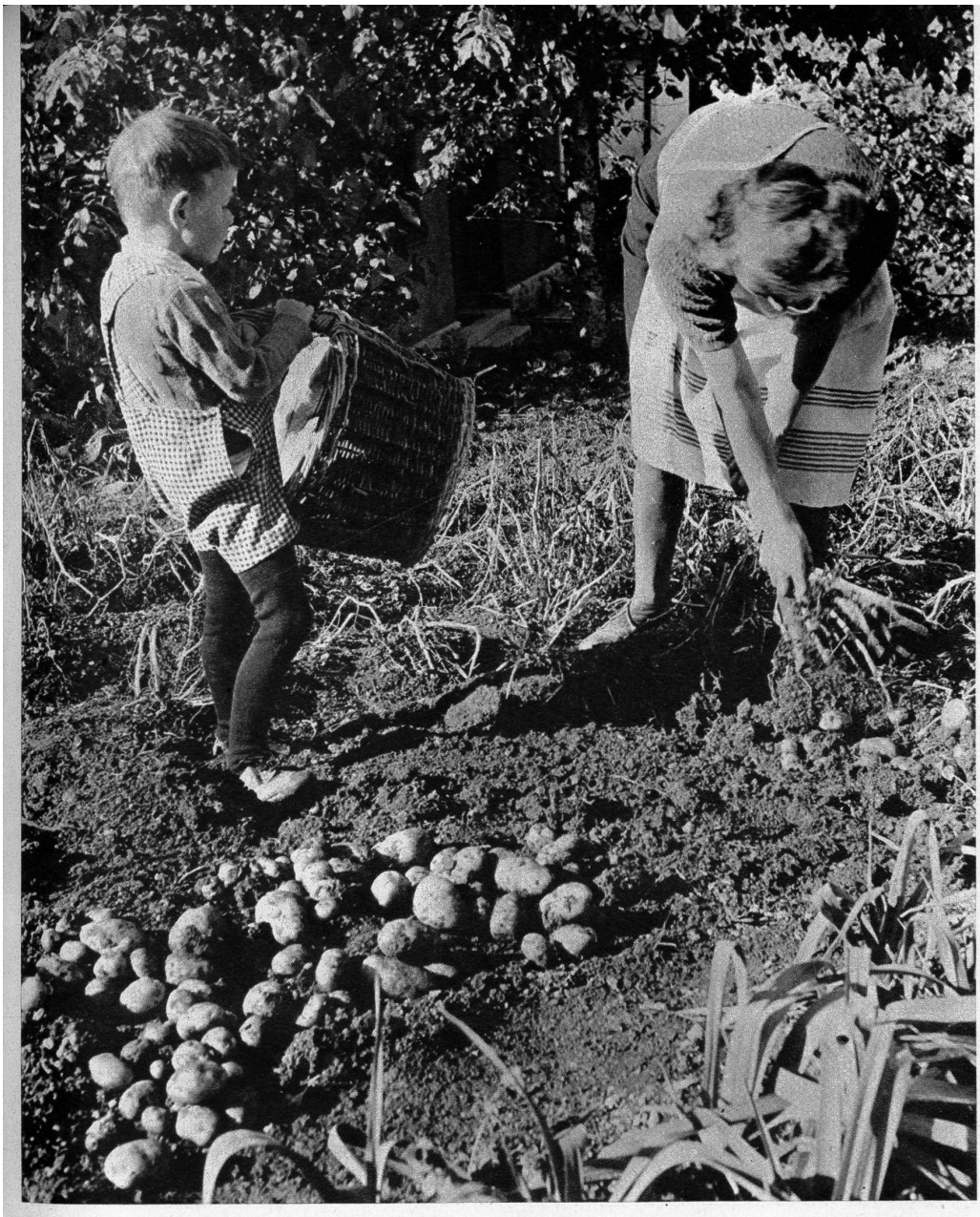
GUSTAV E. MÜLLER



Wo der Spitz in Arme teilt die Aare
Sonnt sich lässig oft ein schlanker Junge,
Brütet da von links und rechts umschäumt
Schweigend flussaufwärts ins glitzernd Klare -
Wie der Aare Lebenslied erklungen
Hat sein Blut es schauernd nachgeträumt.

Schwarze Pünktlein tauchen auf wie Noten
Herwärts in des Flusses Melodie
Gleiten sie bekannter, grösser, näher:
O ersehnte und geliebte Boten!
Sich zum Sprung erhebend sieht er sie . . .
Aus dem Wasser winkt man schon dem Späher.

Aus den Punkten werden deutlich Häupter,
Nahend schwimmt sein Vater lang erwartet -
Kopfvorüber schnellt der Knabe sich
Ein Verwandelter und Gischtumstäubter
In dem Reissen wie ein Fisch geartet:
«Vater», ruft er, «ich begleite dich!»



Bei der Kartoffelernte. Alles hilft mit (Photo O. Furter)

verloren. Herr Brisson, übrigens viel umgänglicher, als man es von einem solchen Industriekapitän hätte erwarten können, war sehr erstaunt über das, was ich ihm erzählte. Erstaunt und bestürzt. Er war leicht davon zu überzeugen, dass seine Tochter und der junge Mann von Nummer 37 sich schon seit langem heimlich liebten, dass ihr Zusammentreffen hier im Hotel kein Zufall war. Und dass ihr Entschluss, gemeinsam in den Tod zu gehen, nur der Schlusspunkt einer Tragödie war, die sich schon seit langem vorbereitet hatte. Brisson hat versprochen, nicht nachzuforschen, nichts zu fragen, und wenn einmal seine Tochter den Wunsch äussern wird, diesen jungen Mann zu heiraten, diesem Verlangen kein Nein entgegenzusetzen. — So, das ist der Weg zu Ihrer Unabhängigkeit, Josefine . . .»

Das kommt wirklich unerwartet. Josefine kann es nicht verhindern, dass ein Gefühl recht ausgeprägter Abneigung gegen Albert in ihr aufkeimt. Sie ist empört über die spielerische Leichtigkeit, mit der er da Schicksal spielt, und über die ihr herzlos erscheinende Art, mit der er von seiner Unterredung mit dem Generaldirektor berichtet.

«Herr Brisson wollte mir als Dank für die glückliche Errettung seiner Tochter einen Scheck geben. Zuerst lehnte ich ab. Dann nahm ich aber doch den Scheck . . . für Sie!»

«Ich werde doch nicht von ihrem Vater Geld nehmen!» wehrt Josefine ab.

«Warum nicht? Er zahlt Ihnen doch auf diese Weise nur das zurück, was Sie seinem eventuellen Schwiegersohn geliehen haben. Ich habe mich nämlich auch mit Ria unterhalten und bin deshalb so ziemlich über alles informiert. Nehmen Sie nur ruhig das Geld!»

«Monsieur Albert! Sehen Sie auch in mir nur ein Zimmermädchen, das ein Trinkgeld annehmen muss und danke dafür sagen soll? Wie stellen Sie sich das eigentlich vor?»

«Ich dachte, Sie haben einmal Lehrerin werden wollen», sagt Albert so ganz nebenbei. «Wie wäre das, wenn Sie wieder mit Ihrem Studium beginnen würden? Fürs erste reicht das Geld des Herrn Brisson! Er war grosszügig. Und später . . .? Einen bestimmten Betrag im Monat könnte ich Ihnen ja ganz gut leihen . . .»

Josefine glaubt, nicht richtig gehört zu haben.

«Was, ich soll wieder studieren?»

«Ja! — Schreckt Sie der Gedanke?»

Ganz betäubt steht Josefine da. Wie geblendet von einem jähen Blitz, der stockdunkle Nacht taghell erleuchtet hat, studieren? Noch einmal von vorn beginnen? Ein schon verloren geglaubtes Leben bekäme auf einmal wieder einen Sinn?!

«Es stört Sie vielleicht, von mir finanziell abhängig zu sein?! Ich proponiere Ihnen ein Geschäft, nichts weiter! — Wie lange kann ich als Oberkellner noch tätig sein? Höchstens zehn Jahre! Und da möchte ich gerne jemanden haben, wo ich den Rest meines Lebens verbringen könnte mit einem gewissen Anrecht.»

«Aber . . .»

«Vielleicht haben Sie dann inzwischen geheiratet?! Haben vielleicht auch Kinder! Aber das alles stört mich nicht; denn ich liebe viel Betrieb um mich herum!»

«Ich verheiratet? Das wird wohl nie der Fall sein, dass ich noch einmal jemanden so gern haben könnte.»

«Warum nicht? Sehen Sie, die Liebe ist oft kein Dauerposten. Es kann einem schon passieren, dass man gekündigt wird, fristlos entlassen. Aber mitunter ist das ganz gut so. Wie wüsste denn sonst so mancher arme Teufel, so manches arme Ding, dass es wo anders noch eine viel bessere Stellung gibt...»

Befangen schaut Josefine Albert an.

«Ich verstehe das nicht, wieso Sie sich meiner so annehmen wollen! Und das mit dem Geschäft, das Sie mir vorschlagen, das ist doch nicht der einzige Grund . . .?»

«Allerdings . . .» Albert erfasste ihre Hand. «Sehen Sie, mein Kind, auch ich war einmal so ein Herr Nummer 37! Ich verliess ein armes Mädchen, das mich sehr liebte, und heiratete eine, die viel Geld hatte. — Nun, es ist mir nicht gut bekommen . . .

Ich habe jetzt so das Gefühl, ich trage eine Schuld ab, wenn ich etwas für Sie tue!» erklärt Albert.

Josefine lässt ihre Hand in der seinen. Das tut wohl, jetzt in dieser schweren Zeit nicht allein zu sein, jemanden zu haben, mit dem man sprechen kann, wie mit einem Vater. — Sie blickt in sein Gesicht. Es ist ein gutes Gesicht, ohne Falsch. Und doch . . . Wieder zuckt in ihr jene Vermutung auf, von der sie hierher getrieben war, und die sie so sehr beunruhigt hatte, dass sie sogar für Minuten den grossen Kummer um den verlorenen Jules vergessen konnte.

«Monsieur Albert», flüstert sie, «ich muss Sie etwas fragen. Ich komme nicht los davon! Sagen Sie es mir doch! Als wir beide das Hotel verliessen, war es da wirklich fünf Uhr? War es nicht später?»

Er schweigt, gibt ihre Hand frei. Kein Zweifel, dass er sehr bestürzt ist.

«Schade», sagt er nach kurzer Pause. «Ich wollte Ihnen diese Gerichtsverhandlung gern ersparen . . .»

Gerichtsverhandlung . . .?»

Ganz in Gedanken verloren, geht Albert auf einen Tisch zu, auf dem, zu einer Pyra-

mide zusammengestellt, Stühle stehen. Er nimmt zwei davon herunter und trägt sie zum Fenster. — «Bitte, setzen Sie sich! Ich bin Angeklagter. Sie sind Richter. Von Ihnen hängt es ab, wo ich mich in der nächsten Zeit, vielleicht in den nächsten Jahren aufhalten werde ...»

Monsieur Albert ...!»

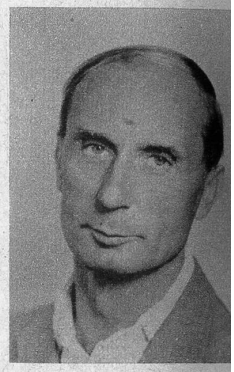
«Urteilen Sie nach bestem Gewissen! Ich verlange von Ihnen kein Mitleid, sondern nur Gerechtigkeit, die ich von jedem Richter verlangen würde.»

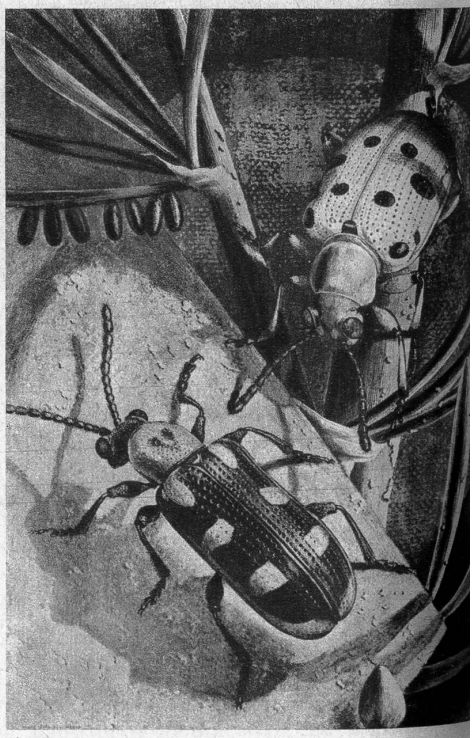
Er nimmt ihr gegenüber Platz. — «Ich will es kurz machen. Keine Verteidigungsrede! Nur den Tatbestand. Es ist schon mehr als zehn Jahre her, als ich diesen Herrn Rabaux kennenlernte. Ich war damals ...» Er zögerte einen Augenblick. «Ja ... Ich war damals in diplomatischem Dienst. Wo, das ist ja Nebensache! Immerhin, es war eine recht ansehnliche Position. Nun, ich verlor damals sehr viel Geld an diesen Herrn Rabaux. Er war ja Falschspieler. Damals konnte ich es ihm nicht nachweisen. Der Scheck, den ich ihm über eine Summe ausstellen musste, die ich mir nicht verschaffen konnte, wurde zu einem Damoklesschwert, das immer über meinem Kopfe hing. Er zwang mich, gewisse Nachrichten zu verraten, die zu meinen Dienstgeheimnissen gehörten. — Man bekam davon Wind, jagte mich aus dem Dienst. In einem Kolonialgefängnis verbrachte ich zwei Jahre harter Kerkerhaft. Und vorgestern sah ich Herrn Rabaux wieder. Das war kein Zufall. Ich hatte diese Begegnung Charles zu verdanken, der ein guter Freund des Herrn Rabaux noch aus dunklen Zeiten her war.» — Er greift in die Tasche. «Man hat mir erlaubt, die Abschrift eines Briefes zu machen, den man bei Charles gefunden hatte. Wollen Sie ihn lesen?» — Er reicht ihr den Brief, schaltet eine Birne der Wandbeleuchtung ein und hilft ihr, die steilen, eiligst hingekritzelten Schriftzüge zu entziffern: «Ja, Charles! Werde kommen! Und Dir wieder einmal einen kräftigen Stoss geben, damit Du aus dem Dreck herauskommst! Mylord Bovery, der sich so bescheiden Albert Saronguet nennt, wird sich bei meinem Anblick baldigst verflüchtigen. Es stimmt, dass er seinen klangvollen Namen mit Bewilligung der englischen Regierung abgelegt hat und sich jetzt nur Saronguet, nach seiner Mutter nennt! Kann den Herrn Lord auch nicht leiden! Habe das schon einmal bewiesen. Nun, und Deinen Monsieur Krohnert? Für schwedische Platten bin ich Fachmann! Leicht gezinkt sind sie gut verdaulich! Und die märchenhaft reiche Mrs. Larrison, die Du mir da als Köder hinwirfst? Als Dessert zu verspeisen? Warum nicht! Krame einmal bei ihr im Papierkorb nach, damit ich da so einen gemeinsamen Bekannten als Anknüpfungspunkt zaubern kann! Und stelle Dich nicht wieder so ungeschickt an, sonst geht es mit Dir noch weiter abwärts, und übers Jahr bist Du Piccolo! Also, habe die hohe Ehre, mit einem tiefen Bückling zu empfangen Deinen Rabaux, der seine Ankunft für den achtzehnten, um vier Uhr nachmittags angesagt hat und aus dem Hotel ‚Alpenblick' verschiedene Adams hinauswerfen wird ...»

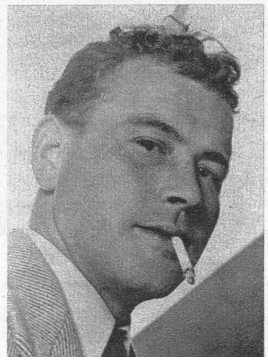
Albert steckt den Brief wieder gleichmütig in die Tasche. — «Rabaux nahm an, dass die Angst, den Schleier meiner dunklen Vergangenheit plötzlich gelüftet zu sehen, mich die Flucht ergreifen lassen würde. Es kam etwas anders. Ich hatte versucht, peinliche Erinnerungen, die der Anblick Rabaux in mir erweckte, durch Alkohol wegzuspülen. Ich verlor dadurch die Contenance, wurde fristlos entlassen. Aber ich wollte nicht gehen.

Ich fühlte, dass die Zeit der Abrechnung mit Rabaux gekommen war. So verwandelte ich mich in einen Hotelgast. Ein glücklicher Umstand, dass Herr Krohnert die Idee bekam, meine Anwesenheit als Gast mit einem Riesengewinn zu motivieren. Das erregte die Gier des Herrn Rabaux. Er hoffte, mir ein zweites Mal zu Ader lassen zu können ...» Bestrebt, sich so kurz als möglich zu fassen, schildert er die Pokerpartie, den vergeblichen Kampf der drei Partner Rabaux' gegen dessen phantastisches Kartenglück — «Ich wusste, der Mann spielt falsch. Aber ich konnte die Methode nicht herausfinden. Zu meiner grossen Enttäuschung kam auch noch das Unglück mit Krohnert, der an diesem Abend die Nerven und eine Menge Geld verlor. Ich verbrachte eine schlaflose Nacht, grübelte und grübelte. Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, Krohnert zu helfen. Es war unschwer, zu erraten, dass der Spielverlust ihn in seiner Existenz bedrohte. Einmal musste man doch dem Rabaux das Handwerk legen! Mit welchem Trick arbeitet er? Das musste doch bei einiger Geschicklichkeit in Erfahrung zu bringen sein ...» — Er stützt den Arm auf das Fensterbrett und schaut versonnen hinaus in die Mondnacht — «Der Plan, den ich nach langer Ueberlegung fasste, baute sich darauf auf, dass Rabaux sich am Tage vorher beim Skilaufen ein wenig den Fuss verstaucht hatte. Es schien wahrscheinlich, dass er heute höchstens einen kleinen Spaziergang machen würde. Und da Mrs. Larrison, mit der er sich doch so schnell angefreundet hatte, den Weg zu den vier Kiefern als täglichen Nachmittagsspaziergang einzuschlagen pflegte, war es zu erwarten, dass man auch Herrn Rabaux dort finden würde. Wie Sie wissen, Josefine, stehen die vier Kiefern auf einem Hügel, um den man herumgehen muss, wenn man ihn ersteigen will. Es sind kaum fünfzig Schritte hinauf zu den Kiefern, aber während dieser fünfzig Schritte wird man vom Hotel aus nicht gesehen, da der Hügel dazwischen liegt ...» — Er lächelt melancholisch. — «Sie sehen, was alles gegen mich spricht! Vor allem ein bis ins Kleinste ausgearbeiteter und auch durchgeführter Plan, sicher für einen Untersuchungsrichter ein sehr schmackhafter Braten mit würzigen Verhören und einem wohlschmeckenden Salat gutgemischter Fragen. Und besonders köstlich würde dem Kriminalistengaumen der kleine Trick munden, mit dem ich Mrs. Larrison dann recht schleunig von Monsieur Rabaux weglotste. Scheinbar aus Versehen nahm ich den Schlüssel von ihrem Appartement vom Nummernbrett in der Portierloge, ging in Mrs. Larrisons Zimmer, öffnete die Schränke, warf alles auf den Boden und schlich mich dann davon. (Schluss folgt)

Fernand Riard: «Blumen»







Hans Schwarzenbach: «Spargelkäfer»